Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 5 (1901-1902)

Heft: 10

Artikel: Ist die Arbeit ein Uebel?

Autor: Bleuler, E.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664778

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Herr Ernst blickte nachdenklich zu seinem klugen Kinde auf und fragte, nicht ohne einen Ausbruck erneuter Hoffnung, ob es nicht vielleicht selbst diesen rechten Weg anzugeben wüßte.

"Nein, im Augenblicke noch nicht," erwiderte Mina; "aber so viel ist mir deutlich: was nur in stillen Stunden empfunden und in der Bersschwiegenheit des Herzens bewahrt worden ist, darüber läßt sich's nicht auf offener Straße herumstreiten, wie um ein öffentliches, verbrieftes Stadtrecht; das muß wiederum nur in der Stille des Hauses gesucht und besprochen werden. Doch nun, Väterchen, Du bist müde; vielleicht wird Dir der richtige Weg im Traum gezeigt." (Schluß folgt.)

Ist die Arbeit ein Uebel?*)

Bon Prof. E. Bleuler, Burich.

"Niemand liebt die Arbeit." "Ich selbst würde nicht arbeiten, wenn ich nicht müßte".... "Die Arbeit ist an und für sich ein Uebel", so schreibt Bond.

So falich beim genaueren Bufeben jene Behauptungen fich erweifen - (burch milbernde Bufate werden fie übrigens vom Berfaffer felbft noch eingeschränkt) - fo ift doch leicht verständlich, woher fie kommen. gibt wie andere Abnormitäten auch viele faule Menschen. Es ist auch Niemand immer gleich zur Arbeit aufgelegt; ein Jeder hat, wenn man so jagen will, seine faulen Stunden. Dann tommen die Schwierigkeiten, welche die spezifisch menschlichen Berhältniffe, namentlich die Rultur, den Menschen machen. Während die Arbeit der Tiere gewöhnlich nur in der Befriedigung des augenblicklichen Nahrungsbedürfnisses, manchmal auch noch in Verfertigung der Wohnung besteht, hat der Mensch für eine längere Zeit Fürsorge zu treffen. Bis ins Junglingsalter — bei vielen Berufen noch über dieses hinaus — muß er lernen, das heißt, Arbeit verrichten, die ihm dirett teine Früchte und deswegen wenig momentanes Bergnügen bringt. Im erwachsenen Alter kann und muß ihn eine Arbeit nicht nur am gleichen Tage ernähren, sondern er muß Borrate oder Ersparnisse ansammeln, um auch in schwierigen ober ganz verdienstlosen Beiten sein Leben friften oder seinem ichwächeren Rachften aufhelfen gu können u. bergl. Bon ben Tieren gehen burch den Mangel an Boraus.

^{*)} Gegenbetrachtungen zu der Grundauffassung in Hamilton Boyds Plaudere über "Arbeit und Erholung", Heft 6 und 7. Red.

sicht eine Menge zu Grunde, so daß nur so viel auf die Dauer bestehen können, als auch in schwierigen Zeiten Nahrung sinden. In normalen Zeiten ist deswegen für sie Nahrung im Uebersluß vorhanden und kann ohne viele Arbeit beschafft werden. Je voraussichtiger, je kultivirter eine Art, eine Rasse wird, um so mehr Individuen erhalten sich und um so schwieriger und arbeitsreicher wird der Kampf ums Dasein mit Ihreszgleichen. Es wird also das zu leistende Quantum Arbeit mit der Kultur beständig etwas zunehmen und deshalb ein wenig das durchschnittliche Quantum, das immer erst durch das Bedürfnis geschaffen wird, überzsteigen.

Durch die Kultur wird ferner Arbeit und Genuß, Arbeit und Spiel getrennt. In der frühen Kindheit ist beides noch beisammen. Das Kind spielt, das heißt, es macht sich eben die Arbeit, die seinem Alter angemessen ist, und führt sie aus, oft mit welchen Anstrengungen aller Kräfte! — Das jagende Tier hat sosort Genuß von seiner Tätigkeit; die angenehme Empfindung des sich sättigens muß schon mit dem Jagen, das heißt, mit der Arbeit direkt verbunden sein. Die Vorbereitung und Uedung des Tieres zur Jagd kann dei ihm nicht durch die Eltern und den Lehrer erzwungen werden, es muß also den Trieb in sich haben und die Ausübung der Triebe ist mit einem angenehmen Gefühle verbunden, sonst würde das Geschöpf nicht nachgeben. So ist das Spiel des jungen Kätchens offenbar ein Vergnügen für das Tier, und wenn das Tier etwas älter geworden, gehen Jagd und Uedung, Arbeit und Spiel unsmerklich in einander über. Die gleiche Tätigkeit hat beide Bedeutungen und in beiden ihre Lustbetonung.

Diese Vorteile entbehrt der Kulturmensch. Es kann also in vielen Fällen seine Arbeit der angenehmen Gefühlsbetonung bar sein, ja sogar zu etwas Unangenehmem werden.

Darf man aber deshalb den Gedanken so allgemein ausdrücken, wie es Bond tut? Gewiß nicht.

Alle Geschöpfe zeigen ein gewisses Vergnügen in der Betätigung ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Beim Menschen, der nicht etwa eine Ausnahme macht, können wir das direkt nachweisen; bei Tieren erschließen wir es durch die Gefühlsäußerungen, die z. B. bei den höhern Säugetieren den Menschen recht verständlich vorkommen.

Allerdings sehen wir darin Unterschiede bei den verschiedenen Rassen. Völker, die ihre Nahrung verhältnismäßig leicht beschaffen können, haben natürlich weniger Trieb zur Arbeit, als diejenigen, welche mehr Schwierigsteiten haben, ihre Existenz der Natur abzuringen.

Im "Garten Europas" fpricht man vom "füßen Nichtstun" mehr als im Norden. Aber gerade unfere germanische Raffe, für die Boyd schreibt, hat einen fehr ftarken inneren Trieb gur Arbeit, und es ift gewiß in erfter Linie dieser Arbeitstrieb, der ihr ihre Ueberlegenheit verschafft hat und erhält. Es waren nicht nur Nahrungsforgen, die unsere Borfahren von jeher in gefährliche und mühfelige Abenteuer hinaustrieben, es war und ist die Lust an dieser "Arbeit", welche die Expansionsfähigkeit unserer Raffe bedingt. Und eine Arbeit ift Rampf und Abenteuer beftehen, wenn auch eine andere, als das Feld zu bestellen oder Rleider und Schuhe zu Sie ift von jeher die Arbeit ber Stärferen gemefen, berjenigen, welche auswählen können, der Herren. Es würde nichts nüten, die Schwachen in den Rampf zu ichiden, fie murden zu Grunde gehen. Diefe muffen deshalb die andere Arbeit übernehmen. Die Krieger haben aber nicht nur Freude am Rampf, sondern auch am Genießen. Sie wollen so viel als möglich genießen, und da fie die Stärkeren find, können fie den Anderen die Früchte ihrer Arbeit wegnehmen, diejenigen, welche bas Feld bebauen, Rleider verfertigen, tochen, werden als die Schwächeren ausgebeutet. Um fich bennoch zu erhalten, muffen fie mehr arbeiten als ihnen eigentlich zukäme, und fo wird die Arbeit für fie gu etwas Unangenehmen, zu einem Uebel, nicht weil fie "an sich ein Uebel ift", sondern weil diese Leute zu viel arbeiten muffen, und weil fie die Früchte ihrer Arbeit nicht genießen können. Es kommt noch hinzu, daß diese Arbeit natürlich als die weniger edle gilt, weil fie von den Schwächeren, Ausgesogenen geleiftet wird, sie hat also bazu noch eine gewisse Perachtung ber herrschenden zu tragen. Daß unter diesen Umftanden das Bergnügen baran fehr eingeschränkt sein muß, ift felbstverftändlich.

In der beschriebenen Lage find die Frauen bei vielen, namentlich wilden Völkerstämmen, dann die dienenden Klassen bei denen, wo Klassensgegensätze vorhanden sind.

In unsern modernen Staaten ist die geistige Arbeit an die Stelle des kriegerischen Kampfes getreten. In den Krieg müssen alle ziehen, die dazu brauchbar sind, sozusagen alle empfinden ihn als ein Uebel und man vermeidet ihn möglichst. Sogar der Kampf zwischen den Rassen und Bölkern ist in der Hauptsache ein geistiger geworden und in der Nivalität der Klassen ist die Körperkraft als Kampsmittel noch viel mehr zurückgetreten. Beim Militär, auf dem Arbeitsmarkte wird die Körperkraft der untern Stände geradezn in den Dienst der höheren Klassen gesstellt, sie nützt diesen mehr als ihren Trägern selbst. Der hervorragende Geschäftsmann, der Börsenmann, der Politiker, der Schöpfer von zugkräftisgen Geisteswerken, auch der schlaue Kriecher und Streber sind diesenigen Leute,

welche am meisten Früchte aus ihrer Arbeit ziehen und diese darum auch mit einem inneren Triebe verrichten. Eine solche Arbeit wird nicht als ein Uebel empfunden, wenn nicht etwa verzehrender Ehrgeiz ein zu viel verlangt.

Daß die schlechte Arbeit des Fabrikarbeiters mehr oder weniger als ein Uebel empfunden wird, hat übrigens noch einen besondern Grund: sie ist enorm einseitig. Beständig bei der Maschine stehen, immer die gleichen Bewegungen machen, ist das Gegenteil einer natürlichen Arbeit. Ein großer Teil der menschlichen Fähigkeiten wird dabei nicht geübt, Geist und Körper arbeiten nicht allseitig. Man kann sagen, daß das Unangenehme gerade in diesem Mangel an Arbeit liegt, worunter viele Organe des Gehirns und wie des übrigen Körpers zu leiden haben.

Beobachten wir ferner den Menschen in der Freiheit! Ueberall macht er fich Arbeit, wenn er keine hat. Biele reichen Bauern und Fabrifherren und Minister arbeiten mehr als der Durchschnittstaglöhner, der jeden schlecht benutten Tag durch schlechtere Lebenshaltung bezahlen muß. Man nehme einen normalen Menschen irgendwoher und füttere ihn so aut man will, forge aber dafür, daß er nicht arbeiten kann: er wird ficher fortlaufen und die Arbeit fuchen. Bei uns find in den letten Beiten viele Bauern badurch, daß fie ihr Land als Baupläte verkaufen konnten, reich und zugleich arbeitelos geworden, fie fühlen fich unglücklich babei. Es gibt genug Leute, denen der Sonntag ein unangenehmer Tag ift, weil sie da nicht arbeiten durfen. Obgleich in Buchthäufern und Gefängniffen gewiß eine Auslese von Leuten sitt, welche die Arbeit als Uebel zu betrachten geneigt ift, so find boch auch hier biejenigen, welche gar nicht arbeiten wollen, die Ausnahme. Die Arbeit, sogar wenn sie gar keine weiteren Borteile mit fich bringt, wird als eine Bergunftigung, etwas Angenehmes empfunden. — Der Schreiber dies erinnert fich immer noch mit Schaubern an feinen Typhus, mährend deffen alle andern Unannehmlichkeiten qu= fammen gar nicht in Betracht tamen gegenüber dem Mangel an Arbeit. Der Tag, an dem ich wieder etwas arbeiten durfte, brachte mir eine Er= lösung.

Das zeigt sich bei unserer Kasse überall: Die Faulenzer sind die Abnormen, nicht die Arbeiter. Auf die Verhältnisse bei andern Kassen will ich nicht eingehen, es bestehen aber gewiß nur relative Unterschiede bei den Kassen; es wird niemand einfallen, den Lazzarone als den Normalthpus des Italieners aufzufassen.

Das Krankhafte der Faulheit könnte man übrigens ohne Beobachstung mit Sicherheit theoretisch ableiten: Die Arbeit erhält, die Faulheit vernichtet das Geschlecht. Daran erkennt man das Normale, das Ges

sunde, daß es bestehen bleibt. Was sich erhält, ist normal, was dem Untergang geweiht ist, muß als abnorm, krankhaft, angesehen werden.

Die direkte Beobachtung der nicht arbeitenden Elemente zeigt das Gleiche. Die Faulenzer und Landstreicher sind, wenn nicht geradezu im engeren Sinn geisteskrank, doch auch sonst nachweisbar abnorme Leute. Man findet bei ihnen immer noch andere, geradezu krankhaste Eigensschaften. Viel mehr als man glaubt, sind sie direkt geisteskrank.

Man sage nicht, es sei das das Bestreben jedes Menschen, Rentier zu werden und sich zur Ruhe zu setzen! Bei uns tun es die Wenigsten, die es könnten. Und da, wo dieser Trieb in größerem Maße auftritt, wie z. B. in Frankreich, ist er entschieden krankhaft. Die französische Nation geht zurück und erhält ihren Bestand nur noch durch Einswanderung.

Wie bei einem ganzen Bolke, zeigt sich auch beim einzelnen Menschen, die Notwendigkeit der Arbeit, wenn er gesund bleiben will. Der Mensch, der irgendwie durch die Verhältnisse gezwungen ist, untätig zu bleiben, versimpelt meist. Bloß sehr starke geistige Anregung kann ihn etwa davor bewahren. Man denke z. B. an die Amputirten in den Spitälern, an das Schicksal vieler, die sich als Rentier zur Ruhe gesett haben.

Und eine viel größere Zahl von Nervenkrankheiten, als man sich gewöhnlich vorstellt, kommt vom Nichtarbeiten. Verschaffe man unsern nervösen Frauenzimmern eine Arbeit und ein Interesse und man wird Tausende von ihnen gesund machen. Der Mangel an rechter Tätigkeit, der ihnen durch die einfältigen Sitten höherer Kreise aufgezwungen wird, macht sie krank. Deshalb verlangen die Nervenärzte jetzt überall nach Arbeitsheilstätten.

Der Müssigang ist aller Laster Anfang, sagt ein altes Sprichwort. Das heißt: er ist eine moralische Krankheit. Er ist dem Menschen schädslich, er ist also etwas Abnormes. Der Arbeitstrieb ist ihm notwendig; etwas Notwendiges kann niemals krankhaft sein.

So ist Boyd mit seiner Grundsassung von der Arbeit gewiß im Unrecht. Auch seine einzelnen Behauptungen ließen sich leicht widerlegen. Wenn er z. B. sagt: "Schreiben ist nicht so leicht und angenehm, als das Nichtschreiben, so kennt er den schönen Spruch nicht: La plus terrible des démangeaison, c'est la démangeaison d'écrire. Er weiß anch nicht, daß schon die Alten für bestimmte Fälle gesagt haben, es seischwer eine Satire nicht zu schreiben, und trozdem der Verfasser dieser Zeilen seine Zeit zu solcher Allotria zusammenstehlen muß — er schreibt jetzt im Bett auf Rechnung seines Schlases — macht es ihm doch Verzgnügen zu schreiben. Daß es anderen Leuten auch so geht, sieht man

daraus, daß die meisten ausführlicher werden, als sie beabsichtigen. Die wenigsten Schriftsteller können sich so weit beherrschen, daß sie nicht im Verlaufe ihrer Arbeiten ihre Bücher größer werden lassen, als sie es ursprünglich im Sinne hatten.

Eine ähnliche "Arbeit" wie das Schreiben ist auch das Reden, ich meine das öffentliche Reden. Es kostet viel Mühe, eine Rede vorzus bereiten und sie zu halten. Und dennoch: wie schwer ist es oft, eine Rede nicht zu halten und wie viel schwerer, zur rechten Zeit aufzuhören. Gewiß, es ist oft geradezu umgekehrt, als wie Bohd meint. Es ist viel ans genehmer zu reden und zu schreiben als nicht zu reden und nicht zu schreiben.

Nur wenn Boyd das schriftstellerische Schaffen des Durchschnittssmenschen ein mühseliges nennt, so möchte ich ich ihm Recht geben. Warum soll der Durchschnittsmensch aber schriftstellern? Höchstens dann kann man es ihm verzeihen, wenn er eine Freude hat — und seinen Mitmenschen täte er auch dann noch einen Gefallen, wenn er auf diese Freude verzichtete. Trotz dieser Erkenntnis gehöre ich zu denen, die nicht verzichten wollen; die Arbeit ist zu schön.

Fassen wir zusammen: der Trieb zur Arbeit ist das Normale, das Gesunde, und als Solches im Großen und Ganzen mit Lustgefühlen versbunden. Als ein Uebel empfunden wird nur das Zuviel der Arbeit, das ja schädlich ist, ferner die Arbeit, der die Früchte geraubt werden, und die einseitige Arbeit, welche die Uebung der menschlichen Fähigkeiten verstümmern läßt. Sonst aber: Ohne Arbeit keine Gesundheit. Ohne Arbeit keine wahre Lust.

Lieber als dem englischen Schriftsteller, glauben wir da unserem Gottfried Keller, der uns die kräftigen Worte zugerufen:

Arbeit ist das wärmste Hemde, Frischer Quell im Wüstensand, Stab und Zelt in weiter Fremde, Und das beste Baterland. In steter Bewegung ernährt sich die Kraft, Die Ruh liegt im Herzen dem Manne, der schafft!

Der Wirtin Cöchterlein.

(Zu dem gleichnamigen Bilbe auf Seite 304/5.)

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein, Bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein: "Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein? Wo hat Sie ihr schönes Töchterlein?